

Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 79 (1961)
Heft: 23

Artikel: Offener Brief an Hans Marti
Autor: Werner, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-65537>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Offener Brief an Hans Marti

DK 711.4.009

Lieber Hans Marti,

Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen zum Aufsatz *Städtebau, eine menschliche Aufgabe*¹⁾ herzlich gratuliere. Da es mit den guten Wünschen allein nicht getan ist, erlaube ich mir, das Gespräch aufzunehmen und fortzusetzen. Ich möchte dazu mit Ihrem Schlusssatz «wollten wir nur» beginnen und die aufgeworfenen Fragen von hinten oder von einer andern Seite her nochmals aufrollen.

«Wollten wir nur». Wir, die Wenigen, die mit einem Bein bei der Planung geblieben sind, wollten sicher, aber es hängt offenbar nicht bloss vom Wollen einer kleinen Zahl von Leuten ab, die mit städtebaulichem Seh- und Fühlvermögen begabt sind und dieses nicht nur geübt und gepflegt haben, sondern auf diesem Gebiet praktisch tätig gewesen sind. Das Geschehen, die geschichtsbildende Kraft des Städtebaues hängt wohl eher von der öffentlichen Meinung, von der politischen Willensbildung oder davon ab, wie tief der Planungsgedanke bei den Politikern eingedrungen ist. Sie schreiben «Aufhalten können wir die fatale Entwicklung nicht, aber sie zu *bremsen* sollten wir wenigstens versuchen». Sie denken dabei an die inflatorische Erscheinung, die sich aus der Entwicklung der Bodenpreise ablesen und deuten lässt. Aber auch das scheint mir nur ein Symptom, ein Zeichen der Desintegration zu sein und nicht einer der *wirklichen Beweggründe* der Verstädterung. Die Planung und der Städtebau geben sich meines Erachtens zuviel nur mit den Symptomen, den Begleiterscheinungen ab, sie wollen die städtische bauliche Entwicklung in eine idealistisch-ästhetisch konzipierte Form hineinfüllen, statt dem Wesen, der Seele, den verborgenen Kräften der Stadtbildung die ihnen gemässe und innenwohnende Form zu geben. Sie wollen *bremsen*, statt den Siedlungsdingen gerecht zu werden und sie zu nehmen, wie sie materiell und immateriell sind.

Ich bin Ihrer Meinung, dass Städtebau und Planung im kleinen bescheiden anfangen soll, damit Erfahrungen gesammelt werden können, mit denen später Grösseres gelöst werden kann. Jenes spätere Grössere wird in quantitativer und qualitativer Beziehung in der Entwicklung bereits sichtbar, es besteht über die platzenden, in allen Nähten krachenden Städte hinaus in zusammenhängenden Stadtlandschaften, in Ballungen, von denen das Ruhrgebiet oder die Randstadt Holland schon greifbar geplante Beispiele und die vom Bodensee bis zum Genfersee reichende Mittellandstadt Schweiz eine noch ungeplante aber durchaus glaubwürdige Vision ist.

«Freiflächen, Gartenanlagen, Spielplätze, Parkplätze und Garagen in gemeinschaftlichem Eigentum und in gemeinschaftlicher Pflege» schreiben Sie, um mit dem Greifbaren zu beginnen, und Sie sind bereit, begeistert zuzustimmen, Häuser und Quartiere im Hinblick auf das diskutierte Wohnungseigentum, d. h. auf das an die Bewohner aufgeteilte Grundeigentum zu konzipieren. Ohne Zweifel ist es in viel stärkerem Masse die Form und die Verteilung des Grundeigentums, die das Gesicht unserer Städte prägt, als es die architektonisch-technischen Gegebenheiten sind. Alle die zahlreichen neuen Bauordnungen legen nicht etwa neue schöpferische Gestaltung fest, sondern nur das, was ohne diese Ordnungen grösstenteils schon gebaut worden ist und nun nachträglich für die später noch sich Einfügenden ebenfalls verbindlich erklärt wird. Selbst die verdienstvollen Versuche, die Sie selbst in Richtung auf neue, innerhalb der Ausnutzung weitgehend freie gestalterische Möglichkeiten durchgebracht

haben, bewegen sich zu Ihrer Enttäuschung in den konventionellen marktmässigen, rentierlichen Formen. Sie fragen: was sagt das Volk, der Grundeigentümer, der Mieter dazu? Es gibt die stadtbauliche oder, wie ich es zu nennen vorziehe, die siedlungstechnische Wirklichkeit, die zu diesen Fragen nicht nur Worte, sondern unumstössliche Tatsachen als Antwort liefert. Wir beide sind von dieser Antwort entsetzt, weil wir nicht nur den heutigen, sondern auch den morgigen Zustand ziemlich genau und ohne Uebertreibung sehen. Ueberschaubar, wohnlich und behaglich wünschen wir uns die Siedlungen. Das Büchlein «Städte — wie wir sie wünschen», das *Hans Carol* mit mir geschrieben hat, verstaubt unverkauft in den Regalen. Sie selbst schreiben, dass die wohnliche und behagliche Gliederung für die grössten Städte erreicht würde, wenn sie nur wohltuend gegliedert, wenn nur wenigstens ihre Teile überschaubar wären. Aber Ihre und meine Freunde leben keineswegs in einem baulich überschaubaren, schön gestalteten Stadtteil, sondern in der ganzen Schweiz und in der halben Welt verteilt, und wir beide wünschen im Gegensatz zu unseren Schriften die andern weder in alten noch in neuen Städten einzusperren bzw. fest anzusiedeln. Wir billigen jedermann die Freizügigkeit der modernen Gesellschaft zu, die wir für uns selbst in Anspruch nehmen. Womit nur so nebenher wieder einer jener wirklichen Beweggründe des heutigen Siedlungsgeschehens erwähnt sein soll.

Ein weiterer liegt gerade anschliessend darin, dass alle diese wandernden und sich verbreitenden Leute dank der modernen Massenkommunikationsmittel, dank Zeitungen, Illustrierten, Radio, Film und Fernsehen überall, wo sie hinkommen, es gerne genau so hätten, wie sie es überall angetroffen und von dort, wo sie noch nicht waren, mitgeteilt erhalten haben. Vor lauter Theorie und Klagen über die Stillosigkeit unserer Zeit haben wir gar nicht gemerkt, wie sich eine weltweite Stileinheit der Konfektionskleider und der Autokarosserien angebahnt hat. Denn zu was anderem entwickeln sich die neuesten Bauweisen in Fabrikation, Material und Form als zu Karosseriearbeit. Es ist daher auch durchaus verständlich, dass unsere Städte vielfach aussehen wie Autofriedhöfe. Sie selbst erzählten mir, wie Sie hätten zahlen müssen, um Ihr ausgedientes Auto abzustellen. Was sind unsere veralteten Wohnungen anderes als ausgediente Karosserien, die nur deshalb nicht erneuert werden können, weil sie noch nicht abbezahlt sind oder weil, wo sie es sind, die Mittel anderweitig verbraucht worden sind. Womit ein weiterer Beweggrund des Siedlungswesens in die Diskussion gezogen sein soll.

Die Grosstadt und die Grossorganisation als Symbole

Da wir beide im Lebenskampf, im kalten Krieg um den Lebensraum neben architektonischen gerne militärische Ausdrücke (zum Leidwesen unserer pazifistischeren Freunde) verwenden, fragen wir uns, mit welchen Mitteln dieser Kampf um die Umweltsbedingungen geführt werden sollte. «Sollte» deshalb, weil wir ja wissen, dass das Planerarsenal noch völlig leer an planerischen Waffen ist, noch nicht einmal die Gestelle enthält, in die wir mit der Zeit etwas einräumen und bereitstellen könnten.

Soll der Kampf durch Kräfte, die wir uns im Idealfall als selbständig handelnde, verantwortungsbewusste Einzelkämpfer vorstellen oder durch eine vollkommene und wirkungsvolle bürokratische Verwaltung (Generalstab) geführt werden? Durch liberal offene oder ideologisch geschlossene Methoden, durch kybernetisch selbststeuernde Automation

¹⁾ Schweiz. Bauzeitung, 79. Jahrgang, Heft 11, 16. März 1961, Seite 159.

oder durch persönliche Initiative und Intuition? Wird das schicksalhafte Geschehen auch im Siedlungsbild als Kriegsschauplatz durch die geopolitische Situation im grossen, durch das militärisch-ideologisch starke Russland oder durch das wirtschaftlich und technisch zielbewusste Amerika beherrscht? Einig sind wir uns wohl nur darin, dass das Ueberleben nicht durch untätiges Verharren erreicht werden kann; die Siedlung veraltet und fällt auch ohne Bomben in sich selbst zusammen.

Wir Europäer pflegen nach *Karl Schmid*²⁾ die Bedrohungen der Mechanisierung, Vermassung und Verstädterung mit Vorliebe auf östlichen und westlichen Bildschirmen in der UdSSR und den USA anzusehen ohne zu merken, dass es nur unserer eigener Schatten ist, den wir dorthin projizieren. Gerade die Stadtbilder von Moskau und von New York, von der Stalinallee und der Bauausstellung in West-Berlin, die erste auf Befehl Stalins, die zweite mit amerikanischem Geld erbaut, sind ausführlich in unsere Fachzeitschriften aufgenommen worden. Die Vorstellung unüberblickbarer, ungegliederter und unkultivierter Grosstadtbilder erregt als Symbol strukturloser Menschenmassen unsere affektierte Ablehnung. Leicht sind wir geneigt, zu glauben, dass es bei uns in der Schweiz und in Europa, obwohl sich Lochergut und Hirzenbach kaum von dem unterscheiden, zu dem wir ins Ausland pilgern, gar keine Massen gebe. Karl Schmid bringt jedoch den Nachweis, dass es sich bei diesen Projektionen auf die Nachbarn nur um unser eigenes (städtebauliches) Missbehagen (schweizerisch «malaise») handelt, was zugleich das Symptom dafür sei, dass offenbar unser Urteilsvermögen a's wesentlichstes Zeichen unserer Reife, unserer personalen Würde bereits stark angeschlagen, von innen her verletzt sein muss. Auch Karl Schmid spricht von «Mobilmachungen» des europäischen Bewusstseins zur Abwehr, er warnt jedoch vor elegischen und energischen Formen dieser Mobilisierung, mit denen die Krise nicht überwunden, sondern als Ästhetisierung, als Usurpierung des «Wahren, Guten und Schönen» nur sublim, von Ferne genossen werden könnte. Das selbe Ausbleiben der zukünftigen Wirklichkeit und Wirksamkeit sieht er jedoch auch in der blossen Bewahrung der Vergangenheit und in der ebenso energischen Ausklammerung derselben als blosses Hintersichbringen oder als energischer Neubeginn.

Was Karl Schmid bildhaft schildert, «die Wohnung verlassen, um zu erkennen, worin das Haus besteht», lässt sich für unsere Diskussion nicht weniger bildhaft und greifbar weiterentwickeln als «vor das Haus treten, um zu sehen, worin die Siedlung besteht», oder «aus dieser ins Land treten, um zu sehen, womit sich die Landesplanung zu befassen hätte». K. Schmid schliesst mit dem auch für die Siedlung als Symbol anwendbaren Hinweis, dass es allein auf die umfassende Aufgeschlossenheit und die volle Aufmerksamkeit ankomme. Wir sollen die Vorgänge bei uns selbst bemerken und sie nicht als Projektion auf die Nachbarn vorurteilsmässig ausschliessen, was von anderer als menschlicher Hand aus einem Jenseits von Gut und Böse schon in die Wege geleitet sei.

Nicht weniger anwendbar auf unsere Diskussion ist übrigens, was Karl Schmid an anderer Stelle schreibt: die Achillesferse aller rationalistischen Organisationspläne (Planungen) liege darin, dass man das Spannungsgefüge auf einige Zwecke hin (Städtebau — Verkehr) polarisieren wolle, und es sei der Grundirrtum dieser Bestrebungen, dass man das tun zu können glaube. Wohl ist das Kleid der europäischen Kultur neu zu schaffen, aber nicht aus musealer, kleinstädtischer Ueberlieferung, sondern aus den seelischen Gegebenheiten heraus. Noch braucht uns sein Zuschnitt lange nicht zu kümmern. Denn es gehe noch auf lange Zeit darum, die alten Aecker im Schweisse unseres nationalen Angesichtes neu zu bestellen.

Nachdem ich, auf die Gefahr hin, Äusserungen aus dem Zusammenhang zu reissen, eine Auswahl von Zitaten ins Gespräch geworfen habe und weitere folgen werden, kann

man mich des in der Architektur so verpönten Eklektizismus, also einer Tätigkeit beschuldigen, die selbst nichts Schöpferisches hervorbringt, sondern nur aus den Werken anderer eine geschickte Auswahl trifft. Aber Planung beruht im Gegensatz zu blosser Baukunst weniger auf individueller Neuschöpfung, sondern als Teamwork auf planmässigem Zusammentragen, Auswerten, Darbieten und Auswählen von möglichst vielseitigen Aspekten und Daten.

Es liegt mir aber heute vor allem daran, zu zeigen, dass auf vielen Lebensgebieten und in vielen Kreisen in analogen Gesprächen und Rencontres nach Ein- und Ausblicken gerungen wird (Genfer-, Darmstädter-, St. Galler-Gespräche). Es liegt mir auch daran, dass derartige Auseinandersetzungen nicht nur im kleinen, unbekannten Kreis der schweizerischen Planer geäussert werden, deren Zeitschrift «Plan» keine Inserate anzuziehen vermag und deren Vorträge nur sehr schwach besucht sind, sobald am gleichen Ort und zur gleichen Zeit nicht ganz planmässig eine bekanntere Persönlichkeit der Wirtschaft oder der Politik oder eine bedeutendere Gesellschaft einen Vortrag veranstaltet, obwohl es dort im Grunde genommen um durchaus verwandte Probleme geht. Wobei auch diese berühmteren Gespräche, sobald es nicht nur um einige Kilometer Strasse, sondern um das Lebensmässige, um die Lebensgestaltung und um die Lebensbedingungen geht, nicht als fertiges Projekt, als Mehrheitsbeschluss, sondern als Koordination solange geführt werden müssen, bis sich eine Auffassung als Grundlage für eine Lösung findet, der alle zustimmen können. Nicht zuletzt zitiere ich auch des Dankes wegen, den ich den Verfassern und Gesprächspartnern schulde. Des Dankes wegen, der vor allem im Trost und in der Hoffnung liegt, die ich von diesen Äusserungen empfangen durfte. Gehört doch diese Hoffnung zu der Gesamtheit aller geistigen Kräfte, die der Verzweiflung entgegenwirken³⁾.

Ich erwarte daher von unseren Gesprächen weder Resolutionen noch Vereinbarungen, weder neue Postulate noch Normenblätter, sondern ich bin durchaus zufrieden, wenn es gelingt, einige einseitige oder übertriebene Ansichten ins richtige Verhältnis zu bringen. Nach meiner Ueberzeugung dürfen wir wegen des Ausbleibens des äusseren und äusserlichen Erfolges keineswegs resigniert verzichten, auch wenn vieles in die Schublade wandert oder als Modell auf dem Estrich verstaubt. Es wäre eine durchaus utopische Vorstellung, dass Planung und Städtebau schon im ersten Anlauf, schon in der ersten Generation auf einen Höhepunkt der Entwicklung gebracht werden könnten, oder dass derart vielschichtige Lebenserscheinungen wie die Siedlung als aktive Geographie und Anthropologie, bevor sie nur mühsam und ausdauernd ins Bewusstsein der tragenden Schichten eingedrungen sind, schon auf höchster Stufe sich auswirken könnten.

Ortega, den Sie in Spanisch lesen können und den ich leider nur aus der «elenden» Uebersetzung kenne, sagt, dass das Leben schon gut sei, wenn es nicht ganz miserabel sei. In Abwandlung dieser philosophischen Erkenntnis bin ich geneigt, eine Planung, die ja auch immer eine stark philosophische Komponente aufweist, schon als gut zu bezeichnen, wenn sie nicht ganz miserabel ist. Sie ist als schrittweiser Anfang auf alle Fälle besser als gar keine Planung.

Sie legen mit Recht das Primat auf die menschlichen Forderungen. Wir verstehen darunter alle jene siedlungstechnischen Verhältnisse und Vorkehrungen, die geeignet sind, das menschliche Zusammenwohnen, Zusammensiedeln und dadurch das Zusammenleben zu fördern. Solche Vorkehrungen sind nach Ihrem Aufsatz gut besonnte und belüftete Wohnungen, Kinderspielplätze, Gemeinschafts- und Regenerationsanlagen, denen Sie die schäbige Mietwohnung unserer Tage, die fehlenden oder verschachtelten Erholungsflächen, den Mangel an lärmfreien und verkehrssicheren Lebensräumen gegenüberstellen. Sie setzen zum Schluss als Hauptkriterium menschenwürdig gleich mit schön. Im selben Abschnitt sind Sie jedoch froh darüber, dass es auch noch Ab-

²⁾ *Karl Schmid*, *Hochmut und Angst*, Artemis-Verlag, Zürich 1958; besprochen in *SBZ* 1958, H. 47, S. 714.

³⁾ Siehe *Gabriel Marcel*, *Philosophie der Hoffnung*, Paul-List-Verlag, München 15.

bruchhäuser, Hinterhäuser, Dachwohnungen gibt, in denen auch Lebenskünstler hausen können. Damit deuten Sie an, dass es neben dem Planbaren auch noch eine unplanbare Lebenskunst gibt. In diesem Sinne bedeutet Planung Handeln aus Ueberlegung, aus Wissen ums Ganze. Der Planer ist nicht ein wütender Städte-Ab- und Durchschneider, ein Expresstrassenbauer, sondern ein mit der Heilkunst des wirklichen Arztes begabter stiller Beobachter und bestenfalls ebenso stiller Berater. Er tut nicht gewaltige städtebauliche Dinge, baut nicht ganze Eigernordwände mitten in die letzten Freiflächen hinein, aber wenn er nach vielen Jahren wieder vorbeikommt, findet er eine blühende, sprossende, lebensvolle Welt, die nicht ganz in seinen schönen Plan, dafür aber um so besser ins Leben hinein passt. Er weiss auch, dass wir die Siedlungen nicht neu beginnen, weiss, dass Brocken bei Brocken die Reste der früheren herumstehen, meist keine Meisterwerke, selbst wenn sie als solche begonnen und, soweit es sich um Quartier- und Strassenbilder handelt, nie fertig geworden sind. Man kann geradezu nachweisen, dass je grossartiger der Plan gefasst wurde, desto unfertiger die Siedlung geblieben ist, und umgekehrt.

Das stadtbauliche Unglück, das über uns gekommen ist, hat eine lange Geschichte und tiefe Wurzeln und kann nicht von heute auf morgen von ein paar Wenigen grundlegend verändert werden. Es besteht mehr aus Anordnung denn aus Ordnung und gedeiht aus dem Humus oder dem Kompost der zerfallenen Dinge und Ideen. Wer es anders sich vorstellt, der wird enttäuscht. Städtebau als geschichtsbildende Kraft ist Tun am Konkreten und liegt zwischen Kristall und Schutthaufen und zwischen Dingen, die allmählich zerfallen. So ist die Siedlung; wer mitplanen will, muss das wissen. Er muss auch wissen, wie eng und beschränkt die bauliche Potenz jeder Zeit war und dass, je mehr gebaut wird, desto dünner die Essenz wird. Denn die Qualität ist nicht nur im technischen, quantitativen Sinne eine messbare. Das Wesen der Qualität entzieht sich der Vernunft und der Logik. Im Stadtbild ist die Innigkeit einer singenden Amsel oder der blaue Dunst eines Waldrandes im Hintergrund wichtiger als das Donnern der Lastwagen und das Heulen der Fabrik-sirenen.

Um mit *Stifter* zu reden, gilt auch im Städtebau das «Sanfte Gesetz», darin sich der Planer zu bewähren hat, indem er seine Mitmenschen nicht überfordert, und seine Pläne oder doch die Auszüge aus seinen Plänen in erlebbaren Verhältnissen hält. Er darf vor allem die einfache Voraussetzung nicht ausser acht lassen, dass seine Projekte von den andern und auf dem Land der andern vollbracht werden müssen. Der harmlose Optimismus der illusionistischen Planer gefährdet die Planung viel bedrohlicher als die Gegner.

Lebenskunst in Planform

Leben im Sinne unserer Diskussion bedeutet Zusammenleben, soweit sich dieses im Zusammensiedeln ausdrückt und von der Siedlungsweise beeinflusst wird. Als ursprüngliche Architekten und nachherige Planer aus Liebhaberei und nach autodidaktischem Studium setzen wir und viele andere Planungsfachleute voraus, dass die gesellschaftliche Kollektiverscheinung des Zusammensiedelns wissenschaftlich erforscht und entsprechend den Ergebnissen architektonisch, stadtbaulich derart gestaltet werden könne, dass die Menschen aus den stadtbaulichen Bedingungen heraus gar nicht anders könnten, als sich sozial verhalten. Etwas verallgemeinert bedeutet das auch, dass eine gut organisierte, geplante, wenn möglich eine Neue Stadt viel günstigere Voraussetzungen zum Zusammenleben bieten würde als die überalterten Städte und Häuserhaufen.

«Es ergibt sich die Forderung, dass die Städte neuen gesellschaftlich-technischen Gegebenheiten angepasst werden müssen... unsere Städte, aus ihrer agrarwirtschaftlichen Funktion herausgerissen, erlagen zuerst unmerklich, dann zunehmend der Technisierung. Diese Entwicklung ist aber keine Krankheit, sondern eine Neuorientierung, welche in der Entwicklung der Menschheit begründet liegt. Es scheint nun die Aufgabe unserer Generation zu sein, in dieser Ent-

wicklung die Stellung des Menschen im Stadtgefüge neu zu festigen; die Neue Stadt soll dazu ein Beitrag sein»⁴⁾.

Dem gegenüber zitiere ich nun einen wirklichen Soziologen, den *König* der Soziologen sogar⁵⁾: «Diesen philosophisch-utopisch-reformerischen Spekulationen ist gemeinsam, dass sie mächtig auf die Planung gewirkt haben. Noch immer scheint das Gebiet der Stadtplanung ein eigentlicher Tummelplatz für soziologische Dilettanten zu sein. Es fällt auf, wie der architektonische Wunsch zum Vater des Gedankens wird. Findet sich doch hier ein wahrer Jahrmarkt von Gemeinschaftsideologien, die sich nun in Planungssystemen ausdrücken, von denen man nur hoffen kann, dass sie sich niemals in Wirklichkeit übersetzen lassen. Meist wird das, was erst bewiesen werden soll, von vorneherein in die Umschreibung der Forschungselemente hineingeschmuggelt, so dass am Schluss nach langer Arbeit einiges wieder herauskommt, was vorher an Vorurteilen hineingesteckt worden war.»

Lieber Hans Marti, Sie sehen, dass ich es um der Erkenntnis willen sogar wage, den Planungsgegnern derart willkommenes Material darzubieten. Ich tue es jedoch nur aus der Bereitschaft, das Gespräch wirklich offen zu halten und indem ich noch einen andern Soziologen, den Amerikaner *David Riesmann*, zitiere⁶⁾: ... «Vielleicht stellen die Regionalplaner die wichtigste Gruppe derer dar, die in rationaler Weise die Anschauungen ablehnen, die man immer wieder auftritt, wenn es gilt, eine Erklärung für die Unangemessenheiten des heutigen Grosstadtlebens zu bringen. Ihr reicheres Vorstellungsvermögen und ihre grosszügigeren Anschauungen haben sie zu Wächtern unserer liberalen und fortschrittlichen Traditionen werden lassen... So lernen wir vielleicht eines Tages nicht nur mit Verbrauchsgütern, sondern auch mit den «grösseren Gütern» richtig umzugehen, mit dem Boden einer Stadt, mit einer Gesellschaft, mit einer Lebensweise, bei denen die Regeneration und die Wiederherstellung der Kräfte in ebensolchem Masse die Grundlage bilden wie heute die Arbeit und der Erwerb. Aber gegenwärtig setzt die Macht der Interessenverbände selbst die phantasiereichsten Planer arg unter Druck, damit sie zeigen, dass sie praktisch nüchterne Männer sind, die man kaum mehr von einem Verkehrssachverständigen unterscheiden kann.»

Das ist für amerikanische Verhältnisse, die wir so gerne imitieren, ziemlich genau das, was Sie über zürcherische Verhältnisse schreiben, wo sich die Stadtbaukunst zur Stadtplanung gewandelt habe, die bald zur blossen Stadtbau-technik herabsinken werde. Demgegenüber gestatte ich mir, die Kunst der Menschenführung, die zur Führungstechnik sich entwickelt hat, anzufügen und darauf hinzuweisen, dass alle diese Techniken erst derart vervollkommen werden müssen, dass man sich, gestützt auf die erreichte Sicherheit, der künstlerischen Intuition wieder getrost hingeben kann, damit sich auch im Stadtbau das Wunder eines Kunstwerkes ereigne.

Wissenschaftlicher Städtebau

Von Wissenschaft können wir auch in einer derart unbestimmten, mit offensichtlichen logischen Mängeln behafteten Tätigkeit sprechen, sobald sie geeignet erscheint, die Zukunft einigermaßen, d. h. mit statistischer Wahrscheinlichkeit zu erhellen. Wissenschaft als Erkenntnis der Wahrheit ist davon abhängig, in welchem Umfange es jeweils gelingt, die Mittel aufzubringen, die es gestatten, den Wahrheitsbeweis durch das Experiment unter wirklichkeitsnahen Bedingungen zu vollziehen. Der Wahrheitsbeweis in der Planungstechnik ist der Versuch mit der Stadt selbst. Was wir von der Stadt und der Stadtbaukunst wissen können, ist jedoch nur gerade soviel, als sich darin bis heute als lebensfähig erwiesen hat. Das ist insofern viel, als, wie oben erwähnt, das Heute und das Morgen von der geschichtlichen

⁴⁾ Aus «Die Neue Stadt, eine Studie für das Furttal», Verlag Bauen und Wohnen, Zürich 1961; besprochen in SBZ 1961, H. 16, S. 263.

⁵⁾ René König: Die Gemeinde, Rowohlt-Verlag, Hamburg.

⁶⁾ David Riesmann: Die einsame Masse, Rowohlt-Verlag, Hamburg.

Entwicklung, d. h. davon abhängen, was bisher geschehen ist. Es ist viel zu wenig, indem wir von den damaligen Beweggründen und stadtbildenden Verhältnissen und Triebkräften offenbar noch weniger wissen als von den heutigen.

Siedlung ist ein geistiges Produkt, ein intellegibles Bild, das von Generation zu Generation, von Epoche zu Epoche, von Kultur zu Kultur immer neu geschaffen werden muss. Im Zeitalter der wissenschaftlichen Technik müssen es daher ebenso wissenschaftlich-technische Methoden sein, die anzuwenden sind. Trotzdem werden Planungsprobleme nicht durch planmässige mechanische Technik aufgelöst, sondern sie lösen sich durch die Entwicklung von selbst auf, indem sie in der Epoche, im alltäglichen Siedlungsbild ganz einfach an Lebensbedeutung, an öffentlichem Interesse gewinnen oder aber auch verlieren und sang- und klanglos wieder entschwinden.

Mit diesem Hinweis kommen wir auf etwas Wesentliches, auf das Wesen der Siedlung selbst, worüber ganz allgemein und wie mir scheint vor allem auch zwischen uns diskutierenden Planern grösste Unklarheit herrscht. Siedlung als Institution ist nur zum kleinsten Teil etwas Gemachtes, Erfundenes, sondern ist wie Bevölkerungsvermehrung, wie die Gesellschaft, wie Sprache oder Künste, ein Kollektivphänomen. Sie gehört zu den «grossen, blinden, schicksalsmässigen Entwicklungen» wie öffentliche Meinung oder ökonomischer und technischer oder politischer Wandel des Lebens und des Geschmacks. Die menschliche Siedlung ist, obwohl es dafür älteste und neueste Beispiele gibt und obwohl die Wohnmaschine ein oft gebrauchter, beinahe gebräuchlicher Ausdruck geworden ist, keine Lebensmaschinerie, die nach irgend einem Richtmodell gebaut wäre. Sie ist eher etwas wie ein Gewächs oder eine Wucherung, die nach den ihr innewohnenden Gesetzmässigkeiten und Kräften wachsen will. Die Siedlung kann deshalb auch nicht wie eine veraltete Maschine abgewrackt und durch eine neue, bessere ersetzt werden, zum mindesten nicht auf einmal. Aber sie hat sich über alle Zerstörungen und Umwandlungen hinweg immer wieder als überlebensfähig erwiesen. Offensichtlich sind es weder die Bauordnungen, noch die Zonen- oder die Bebauungspläne, die in der Schweiz zu den stadtbildenden Kräften gehören, diese sind lediglich technische Hilfsmittel zur Festlegung der Möglichkeiten, die sich aus der bisherigen Entwicklung zwingend ergeben haben und die mehr oder weniger zufällig noch offen geblieben sind.

Es ist daher auch nicht verwunderlich, dass der Stadtbau sich immer mehr der einzigen noch offenen, der dritten Dimension zuwendet. Die «Jules Verne» des Städtebaues sehen in ihren Visionen bereits neben dichtgedrängten Hochhausstädten, bei denen ein Hochhaus dem andern vor Licht und Sonne steht und in deren Innern die künstliche Beleuchtung Tag und Nacht ununterbrochen in Betrieb sein muss, unterirdische Stadtsysteme. Sie begründen die Entwicklung mit Raumangel und mit der leichteren Isolierbarkeit gegen radioaktive Immissionen oder mit der ohnehin fortschreitenden und an Benützung gewinnenden künstlichen und vollautomatischen Klimatisierung. Nun stossen unterirdische Städte bei uns Heutigen auf lebhafteste gefühlsmässige Ablehnung, aber es ist durchaus nicht gesagt, dass unsere Urkel diese Abneigung ebenfalls teilen werden, wenn es darum geht, die Erdoberfläche für die Regeneration frei zu machen oder sich vor atomischen Angriffen in Sicherheit zu fühlen.

Mit dieser «unmenschlichen» Aeusserung ist unser Gespräch am andern Pol der von Ihnen vorangestellten «menschlichen Aufgabe» angelangt. Der Mensch und seine Siedlungen waren die ganze bisherige Geschichte hindurch bedroht. Immer musste der Mensch riskieren, nicht nur sein Heim, sondern mit diesem auch sein eigentliches Menschsein zu verlieren. Es war und ist weiterhin seine ständige Aufgabe, über sein natur- und tierhaftes, über sein naturwissenschaftliches Dasein hinaus sich zu entfalten, indem er von der ihm als Mensch geschenkten, so schwer erträglichen Freiheit Gebrauch machen muss. Der Mensch muss von dieser Freiheit aktiv vorbedachten, planmässigen Gebrauch machen, indem er auf die gemeinsame Umwelt, auf die Sied-

lung einwirkt. Die absoluten transzendenten Werte sind dabei Forderungen an den Menschen, die erst über das blosse Lippenbekenntnis hinaus in unserem Falle im Siedlungswesen wirksam und sichtbar werden. Die Menschlichkeit muss durch diese materielle Wirklichkeit, muss durch alle die bekannten Siedlungskalamitäten hindurch und darüber hinaus, wobei ein einfaches Kriterium der Siedlung die Kinderfreundlichkeit und die für Kinder notwendige Sicherheit ist.

Die Befreiung von diesen Nöten im Siedlungswesen kann nicht rückwärts gerichtet sein, sie muss durch Mechanisierung, Technik, Wissenschaft und Planung hindurch, selbst auf die Gefahr hin, dass sie sich im übergrossen, nicht zu bewältigenden Apparat verliert und darin erstickt. Diese brutale, massenmässige, mechanische Wirklichkeit, die als Entschuldigung immer projiziert wird, wenn nichts getan wurde, ist nur in lieb- und mitleidslosen Augen anonym und vermasst.

In Wirklichkeit und für uns, die sich Jahrzehnte damit praktisch beschäftigt haben, hat sie sich nicht als System, sondern immer als einzelmenschlich persönliche Angelegenheit enthüllt. Zu den nachhaltigsten beruflichen Erinnerungen an meine Planerzeit gehören die Vorträge, die wir beide in U... hielten, um dann am Schluss nur mit einem verlegenen Lächeln auf den Notschrei eines Versammlungsteilnehmers antworten zu können, der statt über Planung lieber hören wollte, wo und wie er für seine Familie ein Häuschen, genauer, wo er bebaubares Land zu annehmbarem Preis kaufen könne. Diese zutiefst menschliche Frage ist insofern noch offen, als auch die Obmänner der veranstaltenden Parteien damals in der Versammlung nicht und auch die anschliessend vor zwei Jahren gegründete Planungsgruppe bisher nicht in der Lage waren, dem Manne zu helfen...

Es geht mir heute nur darum, das Gespräch offen zu halten. Es ist nun an Ihnen oder noch besser an anderen, für ein Gespräch aufgeschlossenen Dritten, es aufzunehmen und weiterzuführen, bis die Antworten gegeben werden können. Dazu darf es nicht ein Gespräch unter Planern bleiben... Wenn nur die andern wollten? — die andern, die so ganz anders fühlen, denken und wollen.

Ihr

Max Werner, Kantonsbaumeister, St. Gallen

Ein 510 m hoher Fernsehmast

DK 624.972

Der in Cape Girardeau, Missouri, USA, errichtete Fernsehmast stellt das zur Zeit höchste Bauwerk der Welt dar. Er trägt an der Spitze eine 25 m lange Fernsehantenne, die in 160 km Umkreis ein Gebiet von 80 000 km² mit 2 Millionen Menschen erfasst. Der Mast ist sechsmal übereinander nach drei Richtungen durch verzinkte Drahtseile von 33 ÷ 25 mm Ø abgespannt. Je drei dieser Abspannungen sind im gleichen Fundament verankert. Es bestehen also in jeder Abspannungsrichtung zwei Fundamente in 245 und 345 m Abstand vom Mastfundament, die je 71 bzw. 126 t Vertikalkraft und 100 bzw. 169 t Horizontalkraft aufzunehmen haben. Der Mast besitzt gleichbleibenden Dreiecksquerschnitt von rund 3 m Seitenlänge. Die Eckstiele bestehen aus Vollrundprofilen von 185 mm Ø (bei Rohren wären Kontrolle und Korrosionsschutz im Innern nicht gesichert). Die Ausfachung der drei Wände bilden sich kreuzende Zugdiagonalen und zwischen den Kreuzen liegende Druckhorizontalen. Die Windlast wurde aus einem Staudruck von 150 kg/m², einem dynamischen Beiwert von 1,25 und Formbeiwerten von 0,88 für Rundprofile und 1,32 für Winkelprofile errechnet. Der Mastfuss ist im Fundament eingespannt. Es ruht auf gewachsenem Fels und hat eine Vertikallast von 833 t, eine Horizontalkraft von 11 t und ein Einspannmoment von 124 mt aufzunehmen. Im Innern des Mastes befinden sich eine Steigleiter und ein Aufzug für 340 kg Nutzlast. Bei der Montage des Mastes wurde der untere Teil mittels Kran aufgestellt, danach ein Klettermast verwendet. «Der Stahlbau» berichtet in Heft 3, 1961, auf Grund einer kurzen Originalarbeit in «Civil Engineering» vom Dezember 1960.

H. Hofacker, dipl. Ing., Zürich